

*Von Thore D. Hansen ist bereits
folgender Titel erschienen:*
Silent Control

Über den Autor:

Thore D. Hansen, Politikwissenschaftler und Soziologe, arbeitete erfolgreich als Wirtschaftsjournalist und Kommunikationsberater. Der Spezialist für internationale Politik und Geheimdienstarbeit ist gefragter Experte in den Medien, freier Autor und setzt sich mit den ungeklärten und geheimen Aspekten von Kultur- und Zeitgeschichte auseinander, um diese belletristisch zu verarbeiten.

Thore D. Hansen

DIE HAND
GOTTES

THRILLER

KNAUR 

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knauer.de



Vollständige Taschenbuchausgabe Dezember 2016
Knauer Taschenbuch

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knauer GmbH & Co. KG, München

© 2010 by Thore D. Hansen

© 2010 Scorpio Verlag GmbH & Co. KG, Berlin · München

Lizenzausgabe mit Genehmigung des Europa Verlages GmbH & Co. KG

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit

Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Coverabbildung: FinePic®, München / shutterstock

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-51990-5

DIE HAND GOTTES

PROLOG

Seit unserer frühesten Jugend sind wir daran gewöhnt, verfälschte Berichte zu hören, und unser Geist ist seit Jahrhunderten so sehr von Vorurteilen durchtränkt, dass er die fantastischen Lügen wie einen Schatz hütet, sodass uns schließlich Wahrheit unglaubwürdig und die Fälschung wahr erscheint.

Sanchunniathon,
vor 4000 Jahren

ROM – I. AUGUST 325 N. CHR.

Nur wenige hundert Meter vom Kaiserpalast entfernt schleppte sich Aregetorix durch die dunklen, modrig riechenden Gassen der Stadt. Der Regen hatte seine Kleider völlig durchnässt, das Leder seiner Socci war durchweicht und vom Schlamm überzogen. An seiner von Falten zerfurchten Stirn klaffte eine Wunde, seine langen grauen Haare waren blutverklebt. Hatten seine Verfolger aufgegeben? Er blickte sich vorsichtig um. Ihn schmerzten die Schläge, mit denen ihn die Wachen des Bischofs Lateros traktiert hatten. Er hatte aus seiner Schreibwerkstatt Pergament gestohlen. Pergament war den Mönchen vorbehalten und für Lehrer wie Aregetorix, die am Hof des Kaisers dienten, so gut wie unbezahlbar. Er presste die ihm verbliebenen Bögen, die er unter seinem Gewand verborgen hatte, noch fester an sich. Doch es war etwas anderes, das ihn in panische Angst versetzte: ein Gespräch zwischen dem Bischof und dem Prätorianerpräfekt Flavius Ablabius, dem engsten Vertrauten des Kaisers, das er erlauscht hatte. Es blieb ihm

nicht viel Zeit. Er musste in einigen Stunden wieder am Hof sein, frische Kleidung und Schuhwerk haben, seine Wunde so gut wie möglich versorgt wissen und sich etwas einfallen lassen, wie er mehr über die Vorgänge zwischen dem Kaiser und den Bischöfen erfahren konnte.

Mit zittrigen Beinen erreichte er endlich sein Ziel. Ein Keller in einem kasernenartigen Mietshaus, nur mit einem kleinen Fenster, ohne Toilette und Heizstätte. Mit einem letzten Blick hinter sich öffnete er die Tür und trat ein. Erschöpft ließ er sich auf eine Holzbank fallen.

Aus einem Nebenraum eilte Nara, seine Tochter, zu ihm.

»Was ist dir passiert?«

»Hol mir neue Kleider und versorg meine Wunde. Ich habe nicht viel Zeit.«

Nara schaute ihren Vater prüfend, mit zusammengepressten Lippen an. Sie nahm ein Leinentuch, tränkte es im Wasserkrug, setzte sich zu ihm auf die Holzbank und tupfte seine Wunde ab. Blutspritzer befleckten ihre helle Tunica. Für die Öffentlichkeit trugen sie die typische Kleidung des untersten Standes der Römer und hatten römische Namen angenommen. Seit zehn Jahren verbarg sich Aregetorix am kaiserlichen Hof und unterwies die Kinder in Philosophie, Mathematik und Latein. Wie die meisten Druiden gab auch er sich nicht mehr zu erkennen. Wie schon sein Vater betätigte er sich als Spion und versorgte die Druiden in den besetzten Gebieten mit Informationen, um jede Chance zu nutzen, die letzten in Geheimschulen operierenden Druiden und ihre Schüler zu schützen.

»Du musst alle zusammenrufen, Nara. Es wird eng für uns!«

»Was ist geschehen?«

»Es kommt großes Unglück über uns. Ich fürchte, der Kai-

ser hat die christlichen Bischöfe geeint. Mehr kann ich dir jetzt nicht sagen, aber ich muss das, was ich heute gehört habe, aufzeichnen. Es muss der Welt ein Zeugnis hinterlassen werden, sonst war alles vergebens.«

Nara legte das Tuch zur Seite. Sie blickte verzweifelt zum Fenster, das den Raum nur spärlich mit Licht versorgte. Es war still, nur das Prasseln des Regens war zu hören. Sie versank kurz in Gedanken, sehnte sich zurück in ihr zerstörtes Dorf. Bis sie von den Besatzern aus dem ehemaligen Königreich Noricum endgültig vertrieben wurden, lebten sie in einem Gleichgewicht mit den Jahreszeiten, der Natur und der Sicherheit, die ihnen die Druiden gaben. Reichte es nicht, dass die Römer ihre Felder und Flüsse begradigten, Wälder rodeten, die Jahrhunderte Kräuter und Heilmittel gespendet hatten, dem Wild seinen Lebensraum nahmen, dass sie der Natur mehr abzurufen versuchten, als sie auf Dauer bereithalten könnte, dass sie Recht sprachen, um zu strafen, anstatt für einen Ausgleich zu sorgen?

In den letzten Monaten waren immer mehr Druiden trotz alledem freiwillig den Christen gefolgt und hatten andere Druiden verraten. Der Druck im Reich wuchs täglich. Würden die Christen wirklich an die Macht kommen, würden nun auch die Frauen im ganzen Reich endgültig zu Geburtsmaschinen, anstatt, wie in ihrer Kultur, als das eigentlich Göttliche geehrt zu werden.

»Bist du dir sicher, Vater? Er ist kein Christ.«

Mit einem tiefen Seufzer legte Aregetorix seine Kleider ab. Nara reichte ihm ein frisches Gewand.

»Wenn es diesem Kaiser nutzt, wird er Christ. Verlass dich drauf.«

Aregetorix trocknete seine Haare und säuberte sein Gesicht mit dem restlichen Wasser. Er dachte kurz an die war-

nenden Worte seines eigenen Meisters. Der Mensch muss handeln, die Entwicklung des Universums liegt in seinen Händen.

»Wir müssen die Schriften an einen anderen Ort bringen, besonders die von Porphyrius. Wir werden sehen, ob die Allmacht des Geistes siegt oder der Wahnsinn dieses Kaisers. Wir müssen die Philosophen warnen.«

Plötzlich hörten sie Gebrüll und donnernde Hufe. Die Reiterhorden kamen näher.

I

MAGDALENSBERG, KURZ VOR KLAGENFURT IN ÖSTERREICH – 2. MAI 1945

Ein langgezogener Schrei – erst schrill, dann dumpf. Major Sean MacClary hörte ihn, kurz bevor ein junger Soldat dem Unterstand entgegengerannt kam, in dem er auf weitere Befehle des britischen Oberkommandos wartete.

»Major, Sir, ein Rekrut ist in eine Höhle gestürzt.«

Kein erneuter Angriff, MacClary war erleichtert. »Brillant, meine Herren. Ich hatte befürchtet, meine Männer im Kampf zu verlieren. Stattdessen fallen sie in Löcher. Wahres Heldentum.« Es folgten schnelle, präzise Befehle für die Rettung. Die letzten deutschen Kampftruppen in dieser Region Kärntens hatten sich verstreut. Es war zu gefährlich, Licht zu nutzen, um das unbekannte Gelände zu erkunden. MacClary nahm zwei Soldaten und Sanitäter mit auf die Suche nach der Stelle, wo der Soldat in die Tiefe gestürzt war. Sein linkes Augenlid begann zu zucken, eine Eigenart, die er schon als Kind entwickelt hatte, wenn er von seinen Lehrern unter Druck gesetzt wurde. Seit er im Krieg eingesetzt war und mehrere Verwundungen überstanden hatte, überkam ihn dieser Tic immer häufiger. Für ihn war es eine Schwäche, die er vor seinen Männern verbergen musste. Er hielt kurz inne, nahm dem Helm ab und griff sich an die verschmutzte Stirn, um sich zu beruhigen. Seine Augen suchten einen Fixpunkt im Gelände. Nur langsam wich das Zucken; mit einer Hand strich er durch seine kurzen grauen Haare, mit der anderen setzte er den Helm auf und folgte wieder seinen Soldaten.

Am Abgrund angelangt, wagte es MacClary, mit einer kleinen Taschenlampe in die Tiefe zu leuchten, und erkannte einige Meter tiefer den reglosen Mann.

»Soldat, können Sie mich hören?«

Nur ein leises Stöhnen verriet, dass da unten noch jemand am Leben war.

»Smith und Rudy, Sie seilen sich ab«, befahl MacClary den Nächststehenden.

Die beiden folgten umgehend seiner Order. Als sie ihren Kameraden erreichten, hörte MacClary ein Raunen, das kaum dem Verletzten gelten konnte.

»Was ist los? Sie sollen den Mann bergen und keine Höhlenforschung betreiben«, schrie er hinunter.

»Aber Major, das müssen Sie sich ansehen! Hier ist ein Eingang zu einem Raum voll mit altem Zeug.«

»Was? Warten Sie, ich komme runter.«

MacClary seilte sich ab und folgte dem Licht, das einer der Soldaten auf den Boden der Kammer gestellt hatte. Dort angekommen, traute er kaum seinen Augen. Im ersten Moment dachte er an einen geheimen Bunker, doch dann begriff er, dass es sich hier um Hinterlassenschaften handeln musste, die nicht nur Hunderte, sondern sogar Tausende von Jahren alt sein konnten. Er hatte vor dem Krieg als ordentlicher Professor für Archäologie gearbeitet. Beim Anblick dieser Artefakte wurde er schwach in den Knien, und die Sehnsucht nach seiner Arbeit überwältigte ihn.

»Ihr rettet jetzt den Mann«, sagte er schroff. »Ich muss mir das hier genauer ansehen.«

In dem schummerigen Licht konnte er nicht viel erkennen. Es musste sich um eine Art Bibliothek oder eine besondere Grabkammer handeln, das registrierte er sofort. Die Beschaffenheit der Steine, der Figuren und der wenigen Schrift-

zeichen, die er in der staubgeschwängerten Luft ausmachte, deutete auf keltische, aber auch römische Herkunft.

Das ist eigentlich nicht möglich, überlegte MacClary. Nachdem die Kelten von den römischen Eroberern zum Christentum bekehrt worden waren, hätten sie wohl kaum diese geheimnisvolle Sammlung erschaffen. Nur die Druiden hätten die Kenntnisse und Weitsicht haben können, derartige Schätze zu verstecken, aber das war auch unmöglich. Von ihnen war bekannt, dass sie ihr Wissen nur mündlich weitergegeben hatten. War diese Höhle ein Zufluchtsort? Ein Ort, um Wissen und Kultur zu bewahren? Wer aber waren dann die Baumeister? MacClary schossen Fragen wie Maschinengewehrsalven durch den Kopf, doch Antworten würde er unter diesen miserablen Umständen nicht finden.

Es gab nur wenige Menschen, die so genau wie er wussten, dass weder Römer, Griechen noch Germanen Europa als Erste prägten. Es waren die Kelten. Ihre Unabhängigkeit war ihnen zwar unter Julius Cäsar genommen worden, aber ihre Kultur und ihre Religion behielten sie noch lange, bis im vierten Jahrhundert das Christentum Rom beherrschte. MacClary wusste, dass der Verlust der keltischen Kultur viel zu wenig beachtet worden war, obwohl sie auch heute noch Bedeutung für unser Leben hatte. Könnte es eine Fügung sein, warum er gerade jetzt auf diese Artefakte gestoßen ist?

Schwer atmend, behindert von der Finsternis und dem Staub, der die Höhle füllte, musterte er die Fundstücke so sorgfältig wie möglich. Er sah Schriftrollen, die in dieser Region eigentlich keine hundert Jahre hätten überdauern können, die aber eindeutig aus der Frühzeit stammten. Die Schöpfer mussten lange nach dieser ungewöhnlich trockene-

nen und warmen Höhle gesucht haben. Dafür konnte es nur eine Erklärung geben: Sie hatten unbedingt sicherstellen wollen, dass die hier versammelten Zeugnisse der Vergangenheit lange überlebten, damit sie in Zukunft jemand entdeckte und der Welt zugänglich machte.

Aber warum?

Inmitten all der unzähligen Steintafeln, Figuren, Schriftrollen und Schmuckstücke zog eine einsame Kiste seine Aufmerksamkeit auf sich. Sie war von Staub überzogen und fast vermodert. Doch unter dem Dreck entdeckte er einen Schriftzug auf dem Deckel:

DISTURBATIO FONTIS

»Die Vernichtung der Quelle«. Konnte das möglich sein? Stand er womöglich vor Aufzeichnungen der verfolgten Heiden?

MacClary wusste, dass er die Deutschen vor sich und die Truppen Titos hinter sich hatte. Es blieb nur wenig Zeit, diese Artefakte zu bergen oder besser: verschwinden zu lassen. Verdammt!, dachte er. Warum ausgerechnet jetzt? Was soll ich nur tun?

Trotz seiner Ratlosigkeit und seines aufflammenden Ärgers gewann seine Tatkraft die Oberhand. Für einen Augenblick hatte er den Eindruck, wieder in seinem Lehrsaal zu stehen, umgeben von Studenten, die seine Geschichten aus der Archäologie wie Märchen verschlangen.

»Major?«

MacClary erschrak. Er war so vertieft und fasziniert gewesen, dass er selbst diesen elenden Krieg vergaß. Er befahl Rudy und Smith ein paar Munitionskisten zu holen, um wenigstens die wichtigsten Stücke zu sichern, während er

darüber nachdachte, wie die Schätze auf einen sicheren Weg unauffällig durch Österreich über Frankreich nach England transportiert werden konnten. Allein die Masse an einmaligen Kulturwerten stellte ihn vor eine kaum lösbare Aufgabe. Er fühlte sich wie einer seiner Sanitäter oder Ärzte, die in den letzten Jahren viel zu oft zu entscheiden hatten, wen sie retten konnten und wen sie sterben lassen mussten.

Hinzu kam, dass es unter diesen Umständen kaum möglich war, die Funde einigermaßen sicher zu transportieren. Insbesondere die Pergamentrollen, deren Erhaltungszustand ohnehin schon ein Wunder war. Wenn durch den Einsturz der Höhle mehr Sauerstoff an die Artefakte gelangte, konnte es höchstens ein paar Wochen, vielleicht sogar nur Tage dauern, bis alles in sich zusammenfiel.

Er betrachtete die Schriftrollen. Pergament war erst seit Beginn des 4. Jahrhunderts in Europa verwendet worden, seit der Zeit, als die katholische Kirche zur Weltmacht emporstieg. Wäre dieser Fund ein Zeugnis jener Epoche, sein Wert wäre unschätzbar für die Forschung. Abermals vergaß MacClary fast, unter welchen Bedingungen er sich an diesem Ort befand – Bedingungen, die es kaum sinnvoll erscheinen ließen, auch nur eine Sekunde an die Zukunft zu denken.

Es blieben wahrscheinlich nur wenige Stunden, bis ihn der Befehl zum Einmarsch nach Klagenfurt erreichen würde. Wie sollte er jetzt einen sicheren und unauffälligen Transport organisieren können?

Sean MacClary genoss Respekt und das Vertrauen seiner Soldaten. Kein Major hatte so wenige Verluste gehabt oder falsche Entscheidungen getroffen. Vielleicht könnte er den Fundort verbergen und nach dem Krieg erforschen, wenn

er wieder als Archäologe arbeiten durfte. Als Major und Freund von General Brown konnte er geheim deklariertes Gepäck, Dokumente oder Ähnliches ohne Kontrolle nach England bringen lassen. Also würde er in aller Eile einige Stücke auswählen und den Eingang zur Höhle danach so verschließen lassen, dass es niemandem auffiel. Und dann musste er hoffen, dass sich das trockene Klima wieder einstellen und der Schaden gering bleiben würde.

Er wandte sich zu Rudy und Smith, die mehrere Munitionskisten angeschleppt hatten. »Könntet ihr die Höhle mit einer sanften Sprengung versiegeln, sodass keine Luft mehr eindringt, aber die Räume und diese Schätze nicht zerstört werden?«

»Ja, Sir, aber wir brauchen nach innen mindestens zehn Meter Platz für die Druckwelle und das Geröll«, erwiderte Rudy, der schon etliche Sprengungen erfolgreich hinter sich gebracht hatte.

MacClary leuchtete den Raum aus und entdeckte weitere Höhlenabschnitte. Vielleicht würde sein Fund die Explosion wirklich überstehen, wenn man alles weiter nach hinten transportierte. Er wies die Männer an, alles vorsichtig in die hinteren Räume zu bringen. Währenddessen verpackte MacClary einige Schriftrollen und Schmuckstücke in die Kisten, um sie noch im Schutz der Dunkelheit zu verladen. Selbst wenn die Sprengung gelang und den Höhleneingang verbergen würde, standen die Männer doch vor dem Problem, wie sie eine noch so kleine Sprengung überhaupt durchführen sollten, ohne auf sich aufmerksam zu machen. Da kam ihnen der Zufall zu Hilfe.

Vom britischen Hauptquartier erreichte sie der Marschbefehl, der 78. Infanteriedivision zu folgen, die in den Morgenstunden Klagenfurt erreichen sollte. Bei den dann ein-

setzenden Gefechten würde eine gezielte Sprengung des Höhleneingangs kaum auffallen.

Und so geschah es. Nur wenige Stunden später marschieren die britischen Truppen ohne große Verluste in Klagenfurt ein. Die Nachricht von der Kapitulation der Deutschen machte MacClary neue Hoffnung, trotz seiner Verletzungen wieder an seine Arbeit gehen zu können.

Nur eine einzige Kiste der Fundstücke konnte er mit sich nehmen. Wäre er jemals in der Lage, hierher zurückzukehren, um die Schätze dieser längst vergangenen Kultur weiter zu erforschen? Sollte er die letzten Kriegstage überleben, wollte er als Erstes die restlichen Funde sicher nach Hause bringen.

Das war nur der Anfang. Wo es enden würde, stand außerhalb seiner Vorstellungskraft.

2

Und wer da überwindet und hält meine Werke bis ans Ende, dem will ich Macht geben über die Heiden; und er soll sie weiden mit einem eisernen Stabe, und wie eines Töpfers Gefäß soll er sie zerschmeißen.

Die Offenbarung des Johannes 2,26 f.

NIEDERÖSTERREICH – 13. MÄRZ

Adam Shane saß schweißgebadet auf dem Bett. Seine langen blonden Haare klebten in seinem Gesicht, seine Hände suchten Halt an der Bettkante. Er rang nach Luft, als ob er kurz vor dem Ertrinken aus dem Meer auftauchte. Es war

gerade sechs Uhr in der Früh. Jeden Moment müsste ihn sein Wecker in die vertraute Welt zurückholen.

Er öffnete die Augen und sah nichts.

»O mein Gott, was geschieht hier?«

Bei dem Versuch, sich vom Bett zu erheben, fiel er sofort wieder zurück. Er hatte kein Gefühl mehr für sein Gleichgewicht. Als er die Augen erneut aufschlug, konnte er seine Umgebung nur in unterschiedlichen Lichtkonturen sehen. Bilder rasten durch seinen Geist, die ihm die Jahrhunderte wie eine Collage der Menschheitsgeschichte vorführten. Doch als es über die Gegenwart hinaus in die Zukunft gehen sollte, brach plötzlich alles ab. Er kam zu sich, seine Augen erfassten wieder das ihm vertraute Schlafzimmer, und sein Körper bemächtigte sich wieder seines Geistes.

Oder war es umgekehrt?

»Verdammt, was war das?«

Seine Frage war überflüssig. Er kannte den Zustand, der ihn immer wieder packte und ihn so klein machte.

Dabei war Adam Shane ein Hüne. Niemand wäre auf die Idee gekommen, dass der Sohn eines österreichischen Hufschmieds irischer Herkunft ein sanfter Heiler, ein Wünschelrutengänger und Kräuterexperte war. Seit Jahren wurde er von Menschen aufgesucht, die in der modernen Medizin keine Hoffnung mehr fanden. Seine Widersacher sahen in ihm natürlich einen Scharlatan, aber seine Erfolge sprachen für sich.

Entdeckt hatte er seine Gabe, als seine Frau an Krebs erkrankt war und sich weigerte, die üblichen, oft qualvollen Therapien über sich ergehen zu lassen.

Und er hatte ihr helfen können. Ihr Zustand verbesserte sich von Monat zu Monat, bis sie ihr Leben wieder selbst in die Hand nehmen konnte. Doch seine besondere Sensibili-

tät schien zugleich auch sein Verhängnis. Seit seiner Jugend hatte er den Drang, Antworten zu finden. Während seine Schulfreunde ihre Zeit mit Sport, Motorrädern, Musik oder Strategien für die erste Liebesnacht verbrachten, sorgte er sich um die Welt und wie man sie retten könnte. Mit vierzehn Jahren hatte er Bücher gelesen, die andere bestenfalls im Studium in die Hand bekamen, und sich in seinen Fragen und Gedanken vergraben, über die er mit niemandem reden konnte. So war er in der Trostlosigkeit seines Heimatdorfes gefangen, in dem kaum jemand seine Neugier, sein Talent und seine Rastlosigkeit erkannte. Auch als Shane durch sein Studium der Enge entflohen war, hatte er ihr nie ganz entrinnen können.

Er musste mit jemandem sprechen, die düsteren Gedanken taten ihm nicht gut. Er zögerte, dann griff er nach dem Telefon und wählte Victorias Nummer.

»Adam, was in Gottes Namen willst du so früh?«

»Es tut mir leid. Aber ich hatte wieder so einen intensiven Traum ...«

»Adam, du musst endlich etwas für dich tun. Ich habe Angst, dass du irgendwann durchdrehst, so kann es doch nicht weitergehen!«

Victoria hatte gute Gründe für ihre Angst. Vor einem halben Jahr war sie mit dem gemeinsamen Sohn Jarod zu ihrer Mutter nach London gezogen, da sie Shanes Verzweiflung darüber, was er das komplette Versagen der Menschheit nannte, nicht mehr ertrug. Zwar hatte er mit vielem, was er sagte, recht, aber wie sollte sie ihrem Kind eine Zukunft schenken, wenn der Vater so an der Gegenwart verzweifelte, dass es kaum noch unbeschwerte Augenblicke gab?

»Nun erzähl schon, was war das mit dem Traum?«, fragte Victoria in einer deutlich wärmeren Tonlage.

»Ich weiß nicht, wo ich gewesen bin, aber mir war kalt, es war in einem Wald, und es war sehr windig und irrsinnig laut. Ich hatte das Gefühl, auf weichem Herbstlaub zu stehen. Dann erkannte ich alte, sehr große Bäume, die ihre Äste nach mir reckten. Wie durch eine Nebelwand sah ich auf einer entfernten Lichtung Gestalten in weiten, hellen Gewändern, die sich wie in Trance oder in einer Zeremonie bewegten und immer wieder ihre Blicke zum Himmel wandten. Meiner Angst folgte plötzlich eine Ruhe, eine Verbundenheit und Wärme, als ob mich jemand beschützen würde. So habe ich mich nur als Kind gefühlt, weißt du, wenn ich allein auf einer Waldlichtung lag, umgeben von Bäumen, Gräsern und dem Himmel.«

Er hatte seinen Traum jetzt wieder ganz deutlich vor Augen: Die Gestalten wirkten tief mit der Natur verbunden. Er ging näher heran und erkannte, dass es ausschließlich Männer waren, alte Männer, die sich anscheinend berieten. Ihre Gesten waren zwar schnell, schienen aber aus großer innerer Ruhe zu kommen, und ihre im Wind wallende Kleidung beeindruckte ihn ebenso tief wie ihre Ausstrahlung. Die Lichtung schien ein bedeutender Ort zu sein. Die Bäume standen in einem Kreis und hatten die gleiche Höhe und den gleichen Abstand. Vor ihnen gab es drei Sitzreihen, wie in einem kleinen Zirkus. Es sah so friedlich aus.

Plötzlich erschien eine Reiterhorde auf der Lichtung und umzingelte die alten Männer. Die Reiter trugen römische Rüstungen. Sie sprangen von den Pferden, und obwohl die alten Männer unbewaffnet waren, rammte einer der Soldaten dem Erstbesten ein Schwert in den Magen, bis es blutverschmiert durch den Rücken wieder herauskam. Mit hasserfülltem Gesicht trat der Legionär gegen die Brust des alten Mannes und zog das Schwert langsam wieder heraus.

Es sah aus, als würde er es genießen. Der alte Mann sackte zusammen und schrie etwas in einer Sprache, die Shane nicht verstand.

Shane war fassungslos, gelähmt und entsetzt. Er musste hilflos ansehen, wie auch die anderen wie in einem Blut- rausch mit dem Schwert niedergestreckt wurden.

Als sie ihr Massaker beendet hatten, stiegen die Soldaten wieder auf ihre Pferde und ritten in Richtung eines kleinen Dorfes davon, das Shane in der Ferne sehen konnte. Er rannte hinterher und sah, wie die Horde Frauen und Kinder auf bestialische Art ermordete.

Einer der Legionäre hatte einen abgeschlagenen Kopf als Trophäe auf eine Lanze gesteckt und ritt in die Mitte des Dorfes, das bereits lichterloh brannte.

»Unterwerft euch, eure Götter haben euch verlassen, nur unser Gott wird euch noch schützen!«, brüllte ein herumgaloppierender Reiter und durchbohrte im selben Augenblick einen fliehenden Jungen mit seinem Speer.

Das Abschlachten ging weiter, bis alles Leben in dem einst friedvollen Dorf ausgelöscht war. Bevor die Meute verschwand, sah Shane einen Legionär mit einem Fisch, dem Zeichen der Christen, auf dem Schild an ihm vorbeireiten. Ein verächtliches Grinsen überzog sein Gesicht.

»Victoria, es war, als ob ich wirklich dabei wäre; es war viel mehr als nur ein Albtraum.«

»Adam, das kommt mir fast vor wie eine Botschaft und eine Parallele zu deinem eigenen Leben. Diese ewige Frustration über die Welt, die dir immer wieder die schönen Momente verdeckt. Aber dass du endlich davon erzählst, ist ein wichtiger Schritt für dich«, sagte Victoria, die zu seiner großen Freude Anteil und Mitgefühl zeigte; das erste Mal seit ihrer Trennung.

»Du weißt, ich bin für dich da. Wenn du magst, kann Jarod in drei Wochen zu dir kommen. Ich muss nach New York, und er sehnt sich nach dir. Ich rufe dich Freitag noch mal an.«

»Das wäre schön. Und danke für dein offenes Ohr zu dieser frühen Stunde.«

Das Telefonat hatte Shane beruhigt. Sein Traum ging ihm zwar immer noch nicht aus dem Kopf, aber er konnte ruhiger darüber nachdenken.

Ihm fiel ein, dass er das Dorf schon vor dem Angriff im Traum besucht und sich dort sehr zu Hause gefühlt hatte. Es bestand aus gut vierzig Häusern, die von einem Wall aus Holz und Sand umgeben waren. Hinter dem schweren Holztor, das den Eingang bildete, stand ein Brunnen auf einem gut hundert Meter entfernten Platz. Kreisrund angeordnet, befanden sich dort die Häuser. In einem war die Schmiede, es gab eine Art Markthalle, und in zwei weiteren Häusern lebten der Häuptling und der Druide. Shane hatte zahlreiche Menschen gesehen, die bei schönstem Sonnenschein ihren Geschäften nachgingen. Die Bauart der Häuser und auch die unterschiedlich edle Kleidung zeigten zwar soziale Unterschiede, aber niemand wirkte unglücklich oder elend. Im Gegenteil, diese Gemeinschaft schien in ihrer Überschaubarkeit gut zu funktionieren.

Am liebsten wäre er dort geblieben, um ganz in diese Welt der Geborgenheit einzutauchen. Doch nun war sein Traumort zerstört.